

Willy Jaeckel

Mit 9 Abbildungen | Von ERNST COHN-WIENER

Wir leben zwischen den Zeiten, fristen uns zwischen Zerstörung und Wiedergeburt. Wir sind wie die Spät Römer, die, noch berauscht vom Gastmahl des Crimalchio und das ironische Spötteln Lukians auf der Zunge, mit all ihren Gedanken nach einem Gott rufen, der sie erlöse. Noch erfüllt er sich uns nicht. Denn wir haben nicht — noch nicht — den ruhig starken Glauben einfacher Zeitalter, die ihre Gottheit selbstverständlich wie eine Tatsache über sich walten lassen, sie anbeten, sie mit Gebet und Opfern ernähren. Wir müssen sie aus unserer Sehnsucht wieder auferstehen lassen, nachdem kalter Rationalismus sie zum andern Mal gekreuzigt hatte.

Es ist kein Zufall, daß der Künstler diese Sehnsucht stärker erlebt, als jeder andere unter uns. Der Nicht-Künstler tut, erwirbt, denkt. Der Verstand ist seine tätigste Geistesfunktion — Empfinden ist eine Delikatesse, die er sich nur an Festtagen leistet. Der Künstler hat solchen Festtag sein Leben lang, und das Gefühl wirkt jede seiner Taten. Gefühle zur Form gestalten heißt eben: Künstler sein. Kunst schaffen heißt: Sehnsucht zur Erfüllung bringen. Und so zeugt der Künstler für seine Zeit aus seiner Sehnsucht nach dem Unendlichen ihre Vorstellung von Gott. Heute wie einst. Was man von Phidias sagte, daß er der Religion selbst neue Gefühle gegeben habe, kann man auch von Raffaels Madonnen, von Michelangelos welt[schaffendem] Gottvater sagen, kann von jedem Künstler behaupten, daß seine religiösen Visionen die Vorstellungen schaffen, die die Gemeinde sich von ihrer Gottheit machen wird. In unserer Zeit, in der aus allen Seelen Gefühle zu religiöser Erneuerung drängen, heißt das, daß die Maler von heute im Begriff sind, die Kunstformen für die Altäre der Zukunft zu schaffen, wie einst die frühesten Künstler der Christen an den Wänden der Katakomben.

Entscheidend für ihre Gestalt ist die Dynamik der künstlerischen Vision. Sie hat zwei einander völlig entgegengesetzte Möglichkeiten: begeisterte Ekstase und seelige Kontemplation. Wie die antike Kultur während der ganzen Dauer ihrer Schöpferkraft zugleich den dionysischen und den apollinischen Menschen besaß, den, der korybantisch jubelnd die schöpferische Kraft der Gottheit in sich zu erschaffen begehrte, und den, der orphisch die Seligkeit erlebte, sich in ihr als ewig zu fühlen, reißen die Begeisterten unter uns die Gottheit ekstatisch in ihr Herz, zeugen andere sie aus der Innigkeit ihres Ergriffenseins. Zu den ersteren gehört wie van Gogh Ludwig Meidner, zu den letzteren Willy Jaeckel.

* * *

Willy Jaeckel, der 1888 in Breslau geboren ist, beginnt nach dem üblichen Studium an den Akademien in Breslau und Dresden sofort mit der Lösung einer monumentalen Aufgabe. Sein erstes Bild „Kampf“, 1912 entstanden, ist eine wandgroße Leinwand voll nackter Muskelmenschen, die brüllend aufeinander einhauen. Noch ist alles krampfhaft, ist gewalttames Drängen zum Monumentalstil: das Vollstopfen mit Menschenmassen, mit Muskeln, Gesichtern, Hieben, Schreien, und doch ist schon das Bedürfnis da, das Bild von einer Mittelfigur aus zu gliedern, die Körper klar zu begreifen, freskohaft zu verteilen. Nur das Bedürfnis — aber es fordert gebieterisch die Gewissenhaftigkeit systematischer Klärung. Jedes Jahr bringt ein neues Bild, eine neue Erkenntnis. Das gewalttame Suchen nach gigantischen Stoffen verschwindet, die Stimmungen werden ruhig, fast idyllisch, die Zahl der Figuren im Bilde immer geringer, die Überschneidungen hören auf und die Gestalten werden flächiger. Es entsteht noch in demselben Jahre das Bild „Daßein“. Menschen ruhiger Existenz lagern sich zu frieshafter Ruhe, zwei